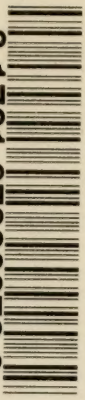


3 1761 07320278 0



Roethe, Gustav  
Vom literarischen Publikum  
in Deutschland

PT  
107  
R63  
1902







# FESTREDE

IM NAMEN

DER

GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT

ZUR

## AKADEMISCHEN PREISVERTEILUNG

AM IV. JUNI MCMII

GEHALTEN

VON

**GUSTAV ROETHE.**

---

**Vom literarischen Publikum in Deutschland.**

---

---

GÖTTINGEN 1902.

DRUCK DER DIETERICH'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI  
(W. FR. KÄSTNER).







# FESTREDE

IM NAMEN

DER

GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT

ZUR

**AKADEMISCHEN PREISVERTEILUNG**

AM IV. JUNI MCMII

GEHALTEN

VON

**GUSTAV ROETHE.**

---

Vom literarischen Publikum in Deutschland.

---

---

GÖTTINGEN 1902.

DRUCK DER DIETERICH'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI

(W. FR. KÄSTNER).



PT

107

R63

1902



## Hochansehnliche Versammlung! Liebe Commilitonen!

Die festliche Stunde der Preisverteilung gehört der Zukunft der Wissenschaft. Wir sind vereint, das erfolgreiche Streben akademischer Jugend zu krönen, und in den Wenigen, die wir heute ehren dürfen, begrüßen wir freudig das ganze kommende Geschlecht, das über uns und unsere Arbeit hinausschreiten wird. Der Jüngling soll vorwärts schauen mit eroberndem Blick, und der schönste Dank, den er seinen Lehrern zollen kann, ist, dass er eigne bessere Wege finde und wandle. Wir Männer bedürfen der rückschauenden Selbstbesinnung und Selbstprüfung; es ist ein sinnvoller Brauch, der gern an diesem Feste der Zukunft die Gedanken zurücklenkt in die Vergangenheit der Wissenschaft. Menschliche Erkenntnis bewegt sich nicht in grade aufsteigender Linie: weitabführende Umwege, rückschrittähnliche Irrungen, verarmende Einseitigkeit sind ihr auf keinem Gebiete erspart geblieben, und der geschichtlichen Dankbarkeit öffnet sich wol ein verwachsener, verheissungsvoller Pfad, den ein älteres Geschlecht zu Unrecht verlassen hatte. Den köstlichsten Lohn trägt diese Dankbarkeit freilich in sich selbst: stärkt sie doch Demut und Mut, vereint die treuesten Helfer jeder ernst ringenden Arbeit.

Die Göttinger Literarhistoriker bis auf Goedeke spiegeln ein gutes Teil der Wandlungen wieder, die der literarhistorischen Forschung Deutschlands überhaupt beschieden waren. Voran die titel- und namenschwere Büchergelehrsamkeit der Heumann und Hamberger, Eyring und Reuss, die im Schatten unsrer schönen Bibliothek besonders üppig gedieh. Wir belächeln die hülflose Polyhistorie des *Conspectus reipublicae literariae*, die aus dem dunkeln und sterilen zehnten Jahrhundert nur einen Papst, einen Kaiser und ein Weib zu nennen weiss, aber im siebzehnten und achtzehnten verschollener Namen endlose Reihen abspinnt, zahl-



reich wie die Bienen von Hybla, Lateiner über Lateiner. Wir belächeln die synoptischen chronologischen Tabellen, die geistliche und Profanautoren von Adam bis auf Sebastian Brant herunterzählen, bekreuzigen uns vor dem gewissenhaften Fleiss, der nie ein Bedürfnis des Urteils, der Darstellung, ja nur der Gruppierung empfindet. Nun ja, wenn wir nur selbst lebendigere Föhlung mit jener versunkenen Welt lateinischer Gelehrten hätten, die durch Jahrhunderte dichtend, sammelnd und forschend stattliche Provinzen deutschen Geisteslebens beherrscht haben.

Das in seiner Art imposante Unternehmen einer allgemeinen Göttinger Literärgeschichte, das Eichhorns rastlose Betriebsamkeit inscenirte, fand in einem allumspannenden Rahmen auch für die schönen Wissenschaften Raum: Friedrich Bouterwek hat das Verdienst, mit ungewöhnlicher Belesenheit zum ersten Mal ein umfassendes Bild der gesamten abendländischen Dichtung gezeichnet zu haben, eine wissenschaftliche Verwirklichung des grossen Gedankens der Weltliteratur, der Dank Goethe und der Romantik nirgend so tiefe Wurzeln geschlagen hatte wie im deutschen Geiste. Aber Bouterwek fehlt der erkenntnisfrohe Enthusiasmus: der Dichter des 'Grafen Donamar', eines müden Nachzüglers der Stürmer und Dränger, hatte mit seiner poetischen Vergangenheit verdriesslich gebrochen, und mit der dichterischen Gegenwart, die ihn in spätsommerlicher Ueppigkeit umblühte, lag er in ästhetischem Hader; der geschichtliche Geist Herders und der neuen Zeit hat ihn nicht berührt. Geschmackvolle Urtheile sind keine Geschichte; die alte Erfahrung, dass dem Aesthetiker zur Literarhistorie das Beste fehlt, bestätigt Bouterwek ebenso schlagend wie später Bohtz, der der deutschen Dichtung die Daumschrauben Hegelscher Dialektik aufpresste. Und seltsam: selbst den groben und feinen Fäden, die alle die reichen Literaturen Europas mindestens seit dem fünfzehnten Jahrhundert zu einer grossen Einheit verbinden, geht ihr fleissiger Kenner nicht nach: eine stellt er isolirt neben die andre: wer wissen will, dass es auch damals schon in Göttingen ein wenig vergleichender Literaturbetrachtung gab, freilich sehr anderer Art, als sie Benfey's grosse Entdeckungen uns später gelehrt haben, der gehe zu Charles de Villers, dem edlen Franzosen, der sich für die Akropolis deutscher Wissenschaft in den bedrohlichen Tagen des Königreichs Westphalen hingebend einsetzte. Ein feuriger Prophet deutschen Geistes hat er, Jahre bevor Frau von Stael l'Allemagne entdeckte, in einem weitblickenden und zartfühlenden Essai das irdische Begehren französischer Liebespoeten mit der heilig unschuldigen



Liebe der Klopstock und Gleim sinnvoll verglichen, zur Ehre des neuen Vaterlandes seiner Wahl, in dem er staunend jene Ehrfurcht vor dem Weibe wiederfand, die einst Tacitus an den Germanen der Vorzeit bewunderte.

Als Bouterweks Geschichte der deutschen Literatur ihren Abschluss erreichte, da standen die Füße derer schon vor der Tür, die sie zu Grabe tragen sollten. Die Meister der neuen Zeit sind noch seine Collegen gewesen; Benecke und Lachmann und die Brüder Grimm, Welcker und Otfried Müller. Die nachschaffende Kraft des individuellen Verständnisses, vor der die Gestalten der Vergangenheit zu neuem Leben aufsteigen, das schauende Auge, das durch Sage und Dichtung in die Seele der ältesten Volksgeschichte dringt, diese grossen Philologentugenden lassen ahnen, welche Ziele einer Literaturgeschichte der Zukunft winken. Aber den entscheidenden Schritt haben nicht die Philologen getan, die mit gutem Grund nur schwer von der Forschung zur Darstellung gelangen. Der Jugendmut eines ganz modernen, antiromantischen Historikers hat in verwegendem Wurf, in entschlossenem Willen der Gestaltung und des Urteils ein Gebäude hingestellt, an dem man jeden Stein behauen und verrücken, jede Linie des Risses umzeichnen möchte, dessen Grundmauern wanken und dessen Wände klaffen, und das trotz Allem noch heute eine an Beschämung streifende Bewunderung erwecken muss. Es gibt wenig Bücher, aus denen der deutsche Philologe so viel befruchtenden Gewinn und so viel gründlichen Aerger schöpfen kann wie aus der Geschichte der deutschen Dichtung von Georg Gottfried Gervinus.

Wer selbst so stark ist in Liebe und Hass wie der Heissblütigste der Göttinger Sieben, der verträgt keine Lauheit des Urteils. Wollt ich paradox sein, so möcht ich behaupten, dass Gottes Zorn ihn zum Literarhistoriker gemacht habe. Aber Gottes Zorn ist dem Menschen bekanntlich oft wohltätiger als seine Gnade. Bei sicherem Tact für das Bedeutende entriet Gervinus, der Philologie innerlich fremd, peinvoll des echten Gefühls für die Form, die äussere und innere; seiner groben Energie fehlt die empfindliche Witterung schmiegsamen Einlebens, fehlt selbst der ruhige Sinn für harmonische Schönheit; die stille menschliche Grösse Goethes ist ihm in ihrer Vollendung verschlossen wie die ungeheure Triebkraft des romantischen Geistes, in dessen Bann wir heute stehn wie je: in schmerzende Dissonanzen klingt das gewaltige Werk aus. Denn was Gervinus nicht versteht, das schildert er: der Schüler Schlossers glättet nur selten die rhadamantischen Stirnfalten des



richtenden Historikers zu der mitfühlenden Hingabe des Philologen: für ihn ist die Kritik der Brüder Schlegel vergeblich gewesen. Auch der liberale Politiker wird durch seinen unverwüstlichen Bonsens nicht immer im Zaum gehalten. Und dennoch ein befreiendes Werk, vor dem die tadelnde Zunge verstummt! Dass auch Literaturgeschichte Geschichte ist, nichts als Geschichte — es klingt trivial, und doch hat erst Gervinus dafür den Beweis der wissenschaftlichen Tat erbracht. Man braucht nur Otfried Müllers vielgelesenes Buch daneben halten, um die überlegene Grossartigkeit der Gervinusschen Schöpfung zu würdigen. In dem gewaltigen Zusammenhange der deutschen, ja der europäischen Geistesgeschichte spielt sich das Bild unsrer Dichtung vor uns ab; wir ahnen die unentrinnbare Notwendigkeit, deren Erkenntnis der Historiker zustreben muss; die leuchtenden Höhen unsrer Kunst werden nicht mit dem Wohlgefallen ästhetischer Lust betrachtet, sondern sie wachsen empor über die breit hingelagerten Ketten der Vorberge, über die weiten Flächen der Niederungen. Gewis, Gervinus ist den ungeheuren Stoffmassen, die er bewältigen mußte, ein gebietender Despot gewesen, kein verstehender Freund. Aber die Krafftleistung, die ihn aus unzähligen Handschriften und verschollnen Büchern den lebensvollen Hinter- und Untergrund gewinnen liess, auf dem die bekannten Helden der deutschen Dichtung sich jetzt erst in der rechten Umgebung zeigten, diese Krafftleistung können wir kaum ermessen, denen das Material in sauberen Neudrucken bequem zur Hand liegt und die wir gewöhnt sind, wo uns etwas Neues entgegen tritt, zunächst einmal den selten versagenden Nothelfer Goedeke nachzuschlagen. Der hat uns freilich gelehrt, dass auch Gervinus Belesenheit nur Stückwerk und oft Zufall war.

Viele unter Ihnen haben Karl Goedeke noch gekannt; ich hege sein lebensprühendes Bild in treuem Herzen. Wem er nur der Verfasser des Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung ist, dieses unendlich gelehrten, unentbehrlichen, wortkargen Registers unzähliger wohldisponirter Namen, Daten, Titel, Zahlen, der möchte ihn wol für einen Nachfahren der guten alten leblos-trocknen Göttinger historia litteraria halten. Er hieng mit ihr zusammen, ohne Zweifel! und ihrer Nährmutter, unsrer herrlichen Bibliothek, ist nie ein stolzeres Lob gesungen worden, als in der schweigenden Beredsamkeit dieser Büchertitel. Aber Jacob Grimms begeisterter Schüler, in dessen warmem Blut immer etwas von der Unruhe der Jahre 38 und 48 zuckte, der in der glühenden Seele auch den Poeten, Journalisten, Politiker und was weiss ich



alles neben und vor dem Professor beherbergte, er hatte gelesen, was er verzeichnete, seiner schauenden Phantasie entquoll aus dem dürren bibliographischen Material strömendes Leben, sein nationaler und liberaler Enthusiasmus erblickte hinter den öden Massen der Modelitteratur, hinter den langen Reihen der Handschriften und Auflagen beliebter Werke nicht nur den gebenden Künstler, sondern mehr als irgend einer seiner Vorgänger auch den empfangenden Teil, das begierige Publikum: war dies Publikum doch sein geliebtes deutsches Volk. Ihn selbst hat es nicht gelüftet, der stummen Sprache seines Repertoriums Worte zu leihen: knappste Andeutungen lassen kaum ahnen, wie er die Dinge sah; eine kaustische Sprödigkeit band ihm die Lippen im Bunde mit der Keuschheit niedersächsischer Empfindung; nur selten einmal schlägt die Flamme hoch, um sich spöttisch alsbald zu verzehren. Die Summe der von seiner grandiosen Gelehrsamkeit schweigsam eingeheimsten Schätze für das Gesamtbild der deutschen Literatur zu heben, ist immer noch eine Aufgabe der Zukunft, so viele auch seit bald einem halben Jahrhundert treuflässig auf seinen Bahnen gewandert sind.

Die grössten Fortschritte der deutschen Literaturgeschichte seit Gervinus und Goedeke haben der tiefdringenden Erkenntnis dichterischer Persönlichkeiten, dem historischen und künstlerischen Verständnis bedeutender Einzelercheinungen und Gruppen gegolten. Wir haben ausgezeichnete Biographien, die auf Goethes Spuren ihren Helden aus der Welt, die ihn geboren hat, organisch sich entwickeln lassen; wir haben gelernt, das Wachstum einer Dichtung aus ihren Keimen heraus, ihre menschliche und poetische Notwendigkeit zu begreifen; Stilanalyse und Stilbeschreibung, Quellen- und Motivuntersuchung, das weite Gebiet formaler Betrachtung hat überall an Feinheit und Schärfe gewonnen. Wer Scherers schönes Werk mit Gervinus vergleicht, wird sich der ruhigen, heiter klaren und warmen Würdigung unsrer Grossen rückhaltlos freuen, wird von der einheitlich geschlossenen Sicherheit geschichtlichen Zusammenhanges stark gefangen werden. Aber diese Ueberlegenheit ist erkaufte durch eine energisch wählende und concentrirende Beschränkung des Stoffes und der Aufgabe. Und die freie Höhenwanderung im reinen Aether, ob sie noch so reiche und weite Ausblicke in die Ebene gewährt, kann das geduldige Durchstreifen des flachen Landes im Dunst der Tiefe nicht entbehrlich machen: Niemand hat das besser gewusst, als eben Scherer. Das Drama der Geschichte spielt sich nicht nur unter Königen und Helden ab. Mehr und mehr sind der histo-



rischen Forschung die Statisten alter Tage zu Acteuren geworden. Gewis, die productiven Kräfte, nichts spricht da deutlicher als die Literaturgeschichte, sind bei wenigen führenden Geistern. Aber die mächtigen, unwiderstehlichen geistigen Strömungen, von denen alle Zeiten zu sagen wissen, die hereinbrechen wie betäubende Naturgewalten, sie überwältigen die Massen um so sicherer, je ferner sie von ihrem Quell, sie wirken wie alle Mode dann am unentrinnbarsten in der flachen Tiefe, wenn sie von den Höhen längst verschwunden sind. Geistige Lawinen brauchen mehr Zeit als die rollenden Schneemassen der Alpen. Leibnitz betätigte bei uns seine breiteste Macht vielleicht in den Tagen der Nicolai und Consorten, die Ideen Rousseaus und der Stürmer und Dränger wurden populär erst mit Kotzebue und Lafontaine. Geschichtlicher und geistiger oder gar ästhetischer Wert sind sehr verschiedene Dinge. Die Literaturgeschichte aber ist, ich wiederhole das, vor Allem Geschichte, sie sollte die Krone der Geschichte sein, so gewis der Geist wahrer und wirklicher ist als die Materie, so gewis wir Menschen und Völker besser aus ihren Idealen kennen lernen als aus ihren Taten. Aber soll sie leisten, was ihres Amtes ist, so muss sie zu der philologischen und philosophischen Vertiefung die geschichtliche Beherrschung der breiten Massen fügen. Sie darf sich nicht künstlich ihr Gebiet verengen, wie sie es lange sündhaft getan hat. Wer deutsche Literaturgeschichte vor Gottsched und Haller schreibt und kümmert sich nicht um die lateinischen Autoren Deutschlands, der gibt nur einen unzulänglichen Ausschnitt, nicht immer des Wichtigsten: in den Jahrhunderten des Humanismus und der Reformation z. B. ist die deutsche Dichtung beinahe Mittelalter, die entwicklungsfähigen Keime der Zukunft ruhen im Schoosse der neulateinischen Poesie. Dass die protestantische Wissenschaft sich um die eigentümlich katholische Literatur ernsthafter kümmern müsse, hat schon Hamberger ausgesprochen. Immer deutlicher wird der enge Zusammenhang bildender und redender Kunst von der romanischen Symbolik bis zum Jugendstil: das Nürnberg Dürers ist auch uns fast wichtiger als das Nürnberg des Hans Sachs. Die Geschichte des Liedes ist von der Entwicklung der Tonkunst nicht zu trennen. Wer will Hauptmann und Sudermann verstehn, der nicht von Darwin, Marx und Nietzsche wüsste? Humanismus und Romantik sind Weltanschauungen, keine literarischen Richtungen. Anders weht die Luft oben und unten: Goethe und Vulpius, Faust und Rinaldo sind zu gleicher Zeit Lieblinge der Nation gewesen. Neben dem individuell Bedeutenden darf in dem Gesamtbilde der modische Typus nicht fehlen. Den



Historiker interessiert nicht nur das Bewegende und Bewegte, auch das Hemmende und Ruhende. Und die Literatur ist kein Selbstgespräch. Der Dichter spricht bewusst oder unbewusst zu einem Publikum, seine Werke reden weiter, vielleicht eindringlicher und tiefer erregend, wenn er selbst längst verstummte: nicht nur das erste Erscheinen eines Buches hat Bedeutung, auch sein letztes. Wir müssen nicht nur die Gebenden kennen, auch die Empfangenden, nicht nur das Samenkorn, auch den Boden, auf den es fällt. Den betäubenden Wirbel sich durchkreuzender geistiger Einflüsse, den wir Alle, mühsam das Gleichgewicht wahrend, im Leben der Gegenwart erfahren, der Literarhistoriker wird ihn auch in der Vergangenheit aufsuchen müssen: aber das tobende Wirrsal, das dem Mitlebenden die Ohren sprengt, soll sich ihm zu einer gewaltigen Symphonie reichster Kräfte klären. Die Oberstimme werden immer die productiven Einzelnen führen, sie wissenschaftlich zu erfassen wird stets die erste und schönste Pflicht der Forschung sein. Es geschieht auch im Gedanken an Gervinus und Goedeke, wenn ich heute von den Grundtönen, dem deutschen Publikum, spreche.

Romantik und Liberalismus begegneten sich in der vertrauenden Liebe zum Volke. Jacob Grimm glaubte an die dichtende Volksseele wie an die schaffende Natur; Otfried Müller empfindet eine unverhohlene Befriedigung darüber, dass nicht das Pisistratische Athen, sondern der junge Freistaat die ersten dauernden Blüten künstlerischen Schaffens erlebt hat; Gervinus atmet auf, als er erzählend von den Rittern zu den Bürgern kommt; und Goedes feurige Ueberzeugung lässt ihn leidenschaftlichen Groll empfinden gegen Alles, was eine Kluft aufreisst zwischen dem grossen Volke und seiner Kunst: gesellschaftliche, ästhetische, humanistische Bildung sind ihm fast feindliche Mächte, die die Einheit der Nation zerreißen, und es wogt in ihm von innerem Zwiespalt, als er darum Wolfram, Goethe und Schiller verwerfen muss und sich zu Hans Sachs bekennen. Denn das ist die Antwort der Geschichte, soweit sie uns im klaren Lichte liegt. Eine Kunst, eine Bildung hat es gegeben, als Adam und Eva im Paradiese lebten; sie wird es wieder geben, wenn es demokratischer Nivelierungswut gelingen sollte, alles Grosse klein zu kriegen: Leben ist Ungleichheit, je reicher je ungleicher. Jede ernste und edle Kunst ist ausgegangen aus dem Engen, ist geboren oder doch genährt in einem beschränkten Kreise vornehmerer Geister: war es nun der Hof Augusts oder der Medici, des roi soleil oder der jungfräulichen Königin, oder grösser als sie alle, das kleine stille Resi-



denzstädtchen, das die Ilm bespült, war es der akademische Poetenkreis von Erfurt, der begeisterte Studentenbund im Hain, war es die Gefühlsaristokratie der Mystik und des Pietismus, war es die stille unausgesprochene Brüderschaft vom gemeinsamen Ideal. Diese vornehme Kunst siegt nur selten mit jähem dröhnendem Erfolg, aber sie siegt, indem sie erzieht. Haben wirklich des Aischylos Chorgesänge und des Pindar Hymnen mit einem Schlage Eingang gefunden in das Herz der grossen begeistert lauschenden Menge? Es wäre das wunderbarste Zeugnis für die unbegreifliche Kraft hellenischen Genies. Ich glaube nicht an dies Wunder. Auch unter uns Neuen gehören oder gehörten die göttliche Comödie und der Hamlet, der Parzival und der Faust nicht nur zu den gepriesensten, sondern auch zu den gelesesten Werken der Weltliteratur; aber sie haben das Publikum erst geschaffen, das sie verstand. Sie sind die treuesten Freunde ihres Volkes gewesen: sie haben es über sich selbst empor gehoben, haben es reicher gemacht und besser. Das ist die Volkstümlichkeit, die ich mir lobe. Die liebenswürdige Kunst und heitere Weisheit des Hans Sachs hat ein beglückendes Behagen in der Dämmerung gegeben, hat auch manch freundlich blinkendes Lichtlein den guten Freunden und Nachbarn aufgesteckt, hat vielen braven Seelen wohlgetan: das ist wahrlich nicht wenig. Aber jene Grossen haben denen, die ihnen lauschten, die ahnende Sehnsucht nach der Sonne gegeben: und das ist Alles.

Der Traum von der einen Kunst für das ganze Volk wird sich höchstens in den seltenen Augenblicken der Weltgeschichte erfüllen, wo ein Gefühl alle Herzen bewegt. Nicht nur die Unterschiede der Bildung und des Standes, die man zum Sündenbock zu machen pflegt, hindern die Einheit der Wirkung. Immer wird es Junge geben und Alte: selbst die Xenienmacher mussten erfahren, dass der älteren Generation die goldene Zeit der deutschen Literatur bei Klopstock und Lessing, wenn nicht gar bei Haller und Gellert lag. Immer wird es Männer und Frauen geben; und wir erleben immer wieder, dass die Frauen, die den Mann so gerne zu Form und Tact bilden, die im Leben den ganzen Mann so wohl zu schätzen wissen, für künstlerische Form und für die Gestaltung intimer Entwicklungsprobleme ein merkwürdig unsicheres Verständnis haben und den Halb Männern literarisch den Vorzug geben: der spannende Liebesroman in Prosa ist unter dem Schutz vornehmer Damen bei uns eingezogen, und die frauenholdigsten Poeten unsrer Literatur waren der haltlose Philipp Zesen und Jean Paul. Tief schneidet die Trennung der Confessionen



ein: dass das katholische Deutschland durch Jahrhunderte sein eignes stockendes Leben geführt hat, aus dem es uns trotz Jesuitenhumanismus und üppigem Jesuitenbarock beklemmend muffig umwittert, das ist nicht nur protestantische Täuschung; ganz ausgefüllt ist der Riss noch immer nicht. Und noch heute weiss manch geschmackvoller Oestreicher mit Heinrich von Kleist nichts anzufangen, noch heute klingen norddeutscher und süddeutscher Humor schlecht zusammen; wie stolz erhob sich einst der höfisch fortgeschrittene Süden und Westen Deutschlands über die wilden Niedersachsen und die lärmenden Thüringer, wie schnöde zuckte in den Tagen von Opitz und Gottsched der gebildete Schlesier und Sachse die Achseln über den groben Schweizer und Baiern; es liegt tief in der Stammesart, dass die präzise Prosa im Norden, der kräftige Realismus im Bairischen, die leichtbewegte Empfänglichkeit des Geistes im Fränkischen früh gedieh. Bunt wie die Zusammensetzung ist denn auch der Geschmack des grossgünstigen Publikums: Moral und Zote, ideale Wunderferne und naturalistische Alltagsnähe halten in mittelalterlichen Sammelhandschriften freundliche Nachbarschaft; konnte man eben noch erhöhte Sprache nur in Versen denken, so erweckt jetzt ein Epos in Versen Hautschauern; bald ist dem verehrlichen Leser die Länge ein Lob, bald die Kürze; bald behagt das Alte, bald das Neue. Nur wenig durchgehende Neigungen sind deutlich: so starknervig das Publikum in Blut und Greueln zu baden weiss, noch lieber ist es weich, scheut den vollen tragischen Ernst, geleitet Vater und Sohn aus dem furchtbaren Kampf, der einst den greisen Helden zwang sein teures Kind zu morden, lieber scherzend zu der besorgten Mutter, entreisst die geraubte Prinzessin unverletzt den Attentaten der Schnabellente und lässt Hamlet und Cordelia, Othello und Desdemona am Leben. An der Moral hat dies Mitleid freilich seine Grenzen: den Grafen Gleichen durften weder Goethe noch Kotzebue glücklich lassen. Eine gesunde Treue besitzt das Publikum bei aller Veränderungslust: wir kennen viele Dichtungen des zwölften Jahrhunderts erst aus Handschriften und Drucken des fünfzehnten; Parzival, Nibelungen und Freidank haben den Buchdruck erlebt. Dieser hat, wie er die Production unglaublich verstärkte, den schnellen Geschmackswechsel begünstigt: aber noch das Narrenschiff und der Grobianus und der Simplicissimus, die asiatische Banise und die Insel Felsenburg haben drei Menschenalter dankbarer Leser erfreut. Wie viel länger hat man an Arndts wahrem Christentum sich erbaut! Und Gellerts Fabeln sind noch heute lebendig. Umschmeichelt viel und viel gescholten hat das Publikum, das man nicht ehren will, wenn



man es das grosse nennt, den Dank des Literarhistorikers wohl verdient: der Augenblickserfolge mag er lachen; den Kanon bedeutender Werke, die den Tag überdauerten, hat er nur zu bestätigen. Die Geschichte dieses vielköpfigen Kritikers, der eigentlich das bequem Unterhaltende liebt und der sich trotzdem dem Grossen und Echten immer noch mit besondrer Wärme zu Eigen gegeben hat, soll noch geschrieben werden. Nur Streiflichter dürfen hier aufleuchten.

Wir sind in Wien, ums Jahr 1190. Herr Reinmar der Alte, der aus dem Elsass modische Kunst gebracht, singt der abendlichen Gesellschaft vom Leid seiner Liebe neue Mähre. Alles lauscht bewundernd. Sonst hatte der Ritter, wenn er ein Abendmährlein hören wollte, etwa einen derben Schwank wie den vom Häslein gewählt, vielleicht mit kräftigem Behagen sich erzählen lassen, wie Herr Witig so und so viel tausend Helme durchhaut gleich einem Schwamm, wie Herr Wolfhart vor Kampfesmut brüllt, dass die Mauern wanken. Die Zeit ist anders geworden: jetzt freut er sich, aus schön redendem Munde feine Gedanken grübelnder begierdeloser Liebessorge zu hören. Und die Damen fürchten sich fast, dem interessanten Dichter, der so herrlich melancholisch singen kann, einen Wunsch zu versagen: wissen sie doch, wie tactvoll und bescheiden er ist, wie hoch seine poetische Neigung ihr eignes Ansehen und die ästhetische Lust aller Hörer steigern kann. Kein lauter Ton, keine Leidenschaft, eher scholastisch tiftelnde Logik. Es ist die höchste Sublimierung neuer Kunst; der Minnesang ist sehr standesgemäss, zuerst nur für Freiherrn, selbst der niedere Adel rückt erst nach; noch lange ist es für den Fahrenden unschicklich, zu seinen Leuten von der Minne zu singen. Und für Herrn Dietrich und den hörnernen Siegfrid ziehen König Artus ein, Herr Eneas und Herr Iwein. Auch das Epos von hoher formeller Vollendung, von grosser Zartheit; der Hörer freut sich der fernen Welt, in der es nur Ritter, Damen und allenfalls böse Ungeheuer gibt, die der Held spielend bewältigt. Man will nichts wissen von Bauern und Kaufleuten: deren hatte man im täglichen Leben übergenug; mit denen darf Herr Artus und die Seinen sich nicht gemein machen; der deutsche Poet beseitigt sie wol gar, wo die französische Quelle sie kannte. Diese Wunderwelt herrlicher Verse liebt nur Einzelkämpfe immer siegender Helden; die grobe Massenhaftigkeit des Krieges ist unfein. Nur für höfische, edle Leute schreiben und declamieren die Poeten, für Leute, die sich an den erhabnen Musterbildern ritterlicher Tugend ein Exempel nehmen. Die verklärende Form erlebt den höchsten Sieg:



ob Frau Kriemhild zu loben oder zu schelten sei, da sie den Gatten zu rächen die Brüder opferte, darüber hat man sehr lebhaft gestritten: für Herrn Tristan und Herrn Iwein hat man nur blinde Bewunderung. Und man hat an sie und ihres Gleichen fest geglaubt. In all dem Höfischen sitzt ein atavistischer geistlicher Einschlag, der sich in dem obligaten Schlussgebet verrät. Nichts aber hatten die Pfaffen von jeher mehr gescholten als die 'Lügen' der Heldensage. So musste die Rittergeschichte lautere Wahrheit sein: das Publikum will sie scrupellos glauben dürfen, und der Poet gibt gewissenhaft an, dass er aus einem Buch seinen Stoff entnommen habe, womöglich auch den Gönner, der ihm das Buch verschafft. Damit war das Gewissen des Dichters entlastet und das Publikum befriedigt. Die klare reine Form ist Alles: der selbständige Gedanke, die eigne Erfindung ist verpönt; bewährte Wahrheit, die Weisheit der heiligen Schrift oder der alten Weisen, ja nichts Eignes, nichts Originelles will das Publikum hören. Und es kennt nur eine Form gehobener Sprache: reimen muss sich Alles, der Liebesseufzer wie die Weltgeschichte, das Paternoster wie die Anweisung zum anständigen Essen, die Tugendlehre wie die mineralogische Abhandlung.

In diese höfisch und geistlich gebundne Gesellschaft, deren Formverständnis wir noch heute beneiden können, tritt ein grosser Dichter, der sein eignes Leben lebt. Auch er kommt um die Bedürfnisse seiner Hörer und Leser nicht herum: er fingirt die Quelle, die er braucht, um nicht Lügner zu scheinen. Dann aber schafft er aus der genialen Kraft seiner eignen Art, für die die typischen Anschauungen der Gesellschaft und der Kirche nicht ausreichen. Und siehe! Leidenschaftlichen Angriffen entgeht er nicht: er redet eine schwer verständliche Sprache. Aber trotzdem: das deutsche Publikum findet sich wunderbar zurecht. 'Laienmund nie besser sprach'. Der Name Wolframs von Eschenbach wird Banner in dem Kampf für die weltliche Bildung gegen die geistliche: der grosse Meisterpfaffe Klingsor, ja der theologisch gebildete Teufel selbst erliegt vor der Naturkraft des Laien Wolfram. Er verschmäht die Minne, denn er kennt die Ehe; er vergisst den Christen und den Ritter über dem Menschen; der Zweifel schreckt ihn nicht, denn nur er führt zur Reife. Sein Publikum hat das naive Genie nicht verstanden, aber geahnt. Bis zu den Tagen des Humanismus gab es keinen bessern Namen. Ich bewundere diesen schnellen und zähen Instinct.

Die staunenswerte Steigerung formalen Sinnes konnte nicht dauern. Gescheite Männer haben schnell gespürt, dass die rapide



wachsende Vielheit formgewandter Poeten den Wert des Einzelnen herabdrücke. Der Adel hat sich überfressen; allgemein wird geklagt, dass die Herren nicht mehr freigebig spenden wie früher; auf dem feinen Geiste drückte schwer das Bewusstsein, wie unaufhaltsam eine köstliche Zeit der Schönheit und des Seelenadels versinke. Auch am Hofe lacht man bald des selbstquälerischen Minnesangs und lässt sich lieber, noch immer in glänzender Form, erzählen, wie der Bauer fleghaft liebte und raufte. Der Dichterschwarm, wenn er nicht hungern will, muss von Hof und Burg in die Stadt, auf die Strasse. Auch hier hat die heilige Form ihre Macht bewährt: das schöne Volkslied des 15. Jahrhunderts dankt einen besten Teil seines Reizes der niedergestiegenen Kunst der Höhe. Freudig empfängt der aufstrebende Bürger die adlige Poesie: die Magdeburger Patriciersöhne beeilen sich Tafelrunde und Gral zu spielen. Aber das stoffliche Interesse verschlingt schnell alles Andere. Kein Mensch will dasselbe Gedicht mehr als zweimal hören: Neues, immer Neues, ist die Losung; das Lieblingslied von heute, übers Jahr schmeckt es altbacken. Die sinnvollen Einleitungen alter Tage, in denen der Dichter an die edeln Herzen und an den vornehmen Sinn hochstrebender Hörer anslug, sie machen jetzt ungeduldig: nur schnell zur Sache; nur Alles hübsch kurz, dass es bequem auf einen Sitz abgemacht werden kann. Zum Hörer ist nun freilich der geduldigere Leser getreten; die billigen Papierhandschriften kommen auf, Bilder beleben den Text statt des lebendigen Vortrags, die Buchindustrie bemächtigt sich des literarischen Verkehrs; bunte Anthologien des Beliebtesten werden angelegt. In ihnen dürfen auch die alten Ritter nicht fehlen; noch ist ihr Zauber nicht gebrochen. Aber ihre idealistische Exklusivität ist dahin, und die Helden Gawan und Lanzelot müssen sich mit den groben Knollen von Lappenhäusern herumprügeln. Nicht vorbildliche Erhebung sucht man mehr bei ihnen, sondern Kurzweil. Wer kann stets ernsthaft sein; Lachen reinigt das Geblüt. Aber man lacht nicht über das feine Scherzwort, dazu brauchts groteske Scenen und derben Spass. Aus alter Gewohnheit versichert man noch immer, es gelte der Tugend und höfischen Zucht: ist so das Gewissen salvirt, dann hört man mit Behagen zu, wie der dumme Tölpel Bertschi Triefnas sein liederliches Mätzlein freit. Noch immer liest man von Herrn Tristans grosser Liebe: aber der Purpurmantel verklärender Kunst ist ihm von den Schultern gefallen, und wie der Buhler den alten Hahnrei betrog, das erzählt sich doch noch pikanter aus vertrauter bürgerlicher Nähe. Um die Wahrheit ängstigt man sich nicht



mehr: wenn man nur gut unterhalten wird! Und wozu die ewigen Verse? Prosa zieht nicht nur in Geschichte und Erbauungsliteratur ein, wo sie hingehört; auch der Roman beginnt ihr zuzufallen. Man redet sich ein, dass unter dem Glanz der Worte, dem Zwang der Reime der Sinn leiden könne. Und der Inhalt ist Alles: selbst die rückwärts träumenden Schwärmer empfinden der Schönheit alter Kunst kaum einen Hauch, lösen Hartmanns und Wirnts Verse wol gar in schlechte Prosa auf. Der ernste Mann liest jetzt Bibel und Rechtsspiegel, allenfalls Reisebeschreibung und Chronik; gutes Deutsch lehren ihn Formulare. Und über die grosse Zeit höfischer Dichtung sinkt ein legendenhafter Schleier. Die alten Dichter sind Romanhelden geworden: Tannhäuser haust im Venusberg, den Möringer hätte der junge Neifen fast um sein Eheweib gebracht, des Brennenbergers Herz wird der Geliebten zur herzbrechenden Speise. Wolfram aber ist der grosse Weise geblieben: selbst schwere scholastische Gelehrsamkeit wählt den Namen des ungelehrten Laien gern zum empfehlenden Aushängeschild; nach seinen Helden tauft man noch immer die Kinder; erst Humanismus und Reformation mit ihren neuen Idealen haben auch ihn zu den Toten geworfen.

Die Geschichte des heutigen Publikums der Gebildeten beginnt mit der Gründung des weltlichen Gelehrtenstandes durch den Humanismus. Schon früher hatte lateinische Dichtung, der Waltharius, die Lieder des Erzpoeten und seiner vagirenden Genossen, empfängliche Hörer gefunden weit über den Clerus hinaus. Seit sich aber blühende deutsche Dichtung auf den Schultern der lateinischen erhob, da war kein Anlass mehr für den Laien, sich lateinisch zu mühen; das überliess man den Pfaffen, und sie verschmähten nicht, sich Hartmann, Wolfram und selbst Frauenlob lateinisch mundgerecht zu machen. Aber jene poetische Herrlichkeit war längst dahin, als jetzt eine neue lateinische Kunst kostbaren Gehalts, schönheitsstolz, lebens- und lichtfreudig über die Alpen zog. Sie musste Latein reden: man braucht nur Huttens, Naogeorgs und Frischlins Latein zu messen an ihrem und ihrer Uebersetzer Stümpeldeutsch, um zu begreifen, dass die Humanisten nur lateinisch die nationale Ehre im Wettkampf der Völker glaubten einlösen zu können. Ein Publikum fehlte ihnen nicht: Fürsten und Patricier liessen sich den Renaissanceprunk, der ihnen ewigen Nachruhm verhies, begönnernd gefallen, wenn auch Kaiser Max zu Celtes Entrüstung deutsche Verse vorzog; zu den Geistlichen tritt jetzt lateinkundig die zweite Facultät, berufen die Theologie in dem Weltregiment abzulösen; auch der Adel muss Latein lernen,



wenn er brauchbare Beamte liefern will. Die grossen Tage der Lateinschule brechen an, hier von Melanchthon, dort gar von den Jesuiten gepflegt. Nicht nur die bedeutendsten deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts waren Lateiner; noch Flemming und Gryphius dichteten ebenso gern lateinisch wie deutsch, noch um 1650 wurde in Deutschland mehr Latein gedruckt als Deutsch, noch um 1750 erlebte Lotichius neue Auflagen, und eine grosse neulateinische Anthologie wird frisch auf den Markt gebracht. Noch der *Messias* und der *Frühling* haben ein Publikum gefunden, das sie lieber lateinisch las. Wozu beklagen, was notwendig war?

Auch das ungelehrte Publikum des Reformationszeitalters, 'das grobe Gesind, welches das Latein gar nit oder wenig versteht', ging bei der neuen Bewegung nicht leer aus. Des Humanisten Brant Narren lockten mit ihrem Schellenklang und ihren prächtigen Bildern mehr als fünfzig fromme Büchlein, bis der Saufnarr von dem Saufteufel in der Gunst des Publikums abgelöst wurde. Die *Messe St. Grobians* wurde zuerst lateinisch gelesen; das deutsche Schuldrama ist ein blosser Ableger des lateinischen, und selbst lateinische Aufführungen wurden unter grösstem Zulauf durch deutsche Textbücher und Inhaltsangaben der Schaulust der Ungelehrten zugänglich gemacht. Trotz Allem steht der Durchschnittsleser des 16. Jahrhunderts, wo es nicht dem Glauben galt, noch mit einem oder wol gar mit beiden Füßen im Mittelalter. Die Moral, die nach wie vor Gutes wie Böses decken muss, liebt es jetzt auch aus Cicero und Horaz Sittensprüche anzuziehen; man freut sich in Hans Sachsens deutschen Reimen auch aus Livius und Boccaccio manches zu erfahren. Aber der brave Nürnberger Poet fühlt selbst sehr wohl, dass er ein wenig rückständig ist, dass seine Poesie nur dem gemeinen Mann ein anmutig Lustgärtlein, dem Gelehrten aber ein Monstrum und Meerwunder sei: war es einem Humanisten wirklich übel zu nehmen, wenn er vor der Moralschusterei zurückschreckte, die aus den Schicksalen der unglückseligen Königin Klytämnestra lediglich schloss, dass ein kluger Mann seine Frau nicht lange ohne Aufsicht lasse? Hans Sachs war sich der Kluft bewusst, die das deutsche Publikum spaltete. Ein literarisch interessirter pommerscher Adliger, der bis zum Ende des Jahrhunderts über allerlei bemerkenswerte Ereignisse Buch führt, streift eine Fülle ausbündiger lateinischer Poeten, nicht einen deutschen.

Es ist das geschichtliche Verdienst von Martin Opitz, dass er begonnen hat jene Kluft zu schliessen. Den Ehrentitel 'Vater der deutschen Poesie' hat er auf seine Art redlich verdient. Sein grosser Name hat ihm ermöglicht, die Götter dieser Erde, dazu den hohen



Adel und nicht zuletzt den Hochmut der Gelehrten wieder für deutsch geschriebene Verse zu interessiren; sein berühmtes Beispiel hat die Ueberzeugung durchgesetzt, dass Niemand sich etwas vergebe, der die lateinische Renaissancelyrik nun ins Deutsche übertrug, den Hexameter durch den Alexandriner ersetzte. Der Entschluss wird vielen schwer: sie versäumen nicht, in den Widmungen wieder und wieder zu betonen, dass sie nur für die siegprangenden Helden ihrer Zeit, nicht für den gemeinen Pöfel schreiben; selbst harmlose Liederdichter tun aufs schmerzlichste betroffen, dass ihre Verse von Schneidergesellen und Schlosserjungen, in den Dorfschenken und auf den Bierbänken ge- und zersungen werden; noch die asiatische Banise schämt sich fast, das schlichte deutsche Kleid statt des glänzenden lateinischen Harnisches angelegt zu haben. Es ist schon alles Mögliche, als Dietrich von dem Werder, ein Edelmann, kein Gelehrter, nicht nur für Cavaliere, Kriegshelden und Obristen, sondern für Alle dichten will, die ihre Tugend und Mannheit für das liebe Vaterland anzuwenden entschlossen sind. Aber das Gesunde und Notwendige setzt sich durch. In schweren unfrohen Schuljahren casuistischer Künstelei quält sich die deutsche Sprache über den Marterweg der verschiedensten Stile hin; und sie wird, von Opitz reich und kräftig, doch plump und unbiegsam übernommen, in zwei Generationen nicht nur correct und rein, sondern leicht, ausdrucksfähig, leider selbst üppig. Ihre Lehrmeister stammen aus Schlesien und Sachsen, den gelobten Ländern der gelehrten Lateinschulen, aus denen wie aus dem Bauch des trojanischen Pferdes Schaaren lateinisch gerüsteter Männer hervorsprangen. Begierig drängen die mittlern Stände zu, als die vornehme Poesie in der heimischen Sprache zu ihnen redet: der prangende Pomp fürstlicher Fest- und Trauergedichte sinkt allmählich herab zu den gewagten Plattitüden und Fadessen der ordinärsten Gelegenheits- und Bettelverselei. Aber eh es so weit ist, hat er dennoch eine ästhetisch erziehende Wirkung auf weite Kreise ausgeübt, so viel Schmutz und Schlamm ihm anklebte. Man soll das dem vielgeschmähten Jahrhundert des grossen Krieges, dem Taine in unhistorischer Misachtung die deutsche Literatur fast abspricht, nicht vergessen. Wirklich populär ist diese höfisch-idealistische Kunst mit ihrer coquetten Wirklichkeitsflucht, mit ihrer ausschliesslich formellen Richtung freilich nicht geworden. Auch beim Adel nicht, der immer noch lieber französisch und italienisch liest als deutsch: Liselotte hat in der Heimat nie einen Roman in der Hand gehabt, der Briefwechsel ihres Vaters nennt Lancelot und Pantagrue,



Corneille und Tasso, aber keinen deutschen Poeten. Nur in den gelehrten Kreisen wiegt man sich wol in dem seligen Traum, eine Wunderhöhe erreicht zu haben, dass die deutsche Poesie gar nicht höher steigen könne. Das grosse Publikum bevorzugt allerlei Novellen, Anekdoten und curiösen Kram, der noch stark nach dem 16. Jahrhundert schmeckt. Aber das vielgesungene Gesellschaftslied der neuen Art war auf allen Lippen, und die ursprüngliche Leidenschaft des unglücklichen Johann Christian Günther, der der gehobenen Form menschlich ergreifenden und verständlichen Inhalt gab, errang der schlesischen Poesie den ersten grossen volkstümlichen Erfolg.

Der Kreis des empfänglichen literarischen Publikums wächst nun mit jedem Tage. Die Mauer zerbröckelt, die den Gelehrten vom grossen Bürgertum trennt. Er wird 'politisch' und 'polit': Weise und Thomasius, die sich mit vollem Bewusstsein nicht an Fürsten und Herren, sondern an ihre Standesgenossen wenden, wollen gewandte menschenkundige Weltleute erziehen; die beliebten Aventurierromane reissen ihre Helden durch die Breite der Welt; selbst der abwelkende heroische Roman lockt Leser an, indem er politische Erziehung durch verkleidete Hofgeschichten zu erteilen vorgibt. Und der politische Mann wird weiter galant. Die Stichworte Geschmack, Tact, bon sens, common sense halten ihren Einzug. Schon geht ein Sturm der Entrüstung durch das deutsche Publikum, als französischer Uebermut den Deutschen die Gabe zum bel esprit, zum schönen Geist abzusprechen wagt. Und endlich das erlösende Wort 'Vernunft'! Eine nie versagende, mathematisch-logische Methode lehrt, mit Hilfe 'vernünftiger Gedanken' alles abzuleiten: wozu also viel Gelehrsamkeit? 'Der Vernünftler', 'der Biedermann' und wie die Wochenschriften heissen, verbreiten gut bürgerliche Bildung. Die gläubige Liebe zu Gellert, der nicht für Hof und Gelehrte schreibt, sondern für vernünftige Männer und das kluge Frauenzimmer, der selbst die Schwachen am Geiste nachsichtig leiten möchte, diese Liebe vereinigt die Nation: nie war ein deutscher Dichter so verehrt worden, wie dieser Hofmeister und Beichtvater Germaniens. Der Vernunft paart sich das zärtliche Herz, beide sind nicht an Bildung und Stand gebunden: Gellerts Lieder und Fabeln stehn auf dem Bücherbret der deutschen Wohnstube, die wir aus Chodowieckis Bildern in ihrer reizlosen Aermlichkeit kennen. Die demokratische Verbreiterung des Leserkreises war fast zu schnell gegangen.

Da hebt, vorbereitet durch den aristokratischen Zug des Pie-



tismus, der in dem Sonderleben des religiös begnadeten Menschen einen reichen Quell gemüthlicher Vertiefung aufgedeckt hatte, eine neue starke Flut des Humanismus unsre Literatur abermals hoch empor über das Niveau des Durchschnittslesers. Der grosse Ertrag dieser letzten Welle ist die Erkenntnis des Genies, des Originals, der einzelnen Persönlichkeit. Tief hatte der Drang dahin in dem Humanismus gelegen, seit die Poeten des 15. Jahrhunderts in Italien die Renaissancegrösse freier schöner eigner Menschen bewundert hatten. Aber Kirche, Fürstentum, dazu Not und Misere des Lebens hatten die Entwicklung der Keime gehemmt. Jetzt war die Stunde gekommen. Und das Publikum geht zunächst mit, enthusiastirt sich für das Recht des Herzens, zittert in einer nachsichtigen Duldung, die selbst vor dem Teufel nicht versagt, für den edlen Gefallenen Abbadonna, weint an dem Grabe des selbstmörderischen Jünglings, dessen Herz zu fein gewesen für dieses grobe Dasein, und schwärmt für den stolzen Räuber Moor, der die schlechte Welt aus seinem grossen Herzen neu gebären möchte. Dies Publikum lernt künstlerische Persönlichkeiten in ihrer besondern Art erfassen statt schlechtweg zu bewundern oder abzulehnen, es gewinnt ein inniges persönliches Verhältnis zu seinen dichterischen Lehrern und Freunden. Und der Einzelne zieht auch in die Modeliteratur ein; die Stände- und Typensatiren, die von Brant bis auf Rabener und Gellert so beliebt gewesen, behagen nicht mehr; selbst Hanswurst und Lisette müssen sich stark individualisiren, wenn sie geduldet werden wollen; Soldat Raufgarn, Kaufmann Filzig, Bauer Gutherz, Pfarrer Frömmling und wie sie heissen müssen die Etiquetten ablegen; die biederben teutschen Recken und die grossen Banditen, die gegen eine Welt in Waffen stehn, sind Lieblinge des Leseublikums; der vorurteilslose Sonderling, die tugendhafte Sünderin erringen bei Kotzebue und Lafontaine Triumphe; die weibliche Lieblingsgestalt der Bühne wird die junge kecke Witwe, die, Dank ihrer ersten Heirat ökonomischer Enge entrückt und im Leben erfahren, sich nun ungenirt ausleben darf, oder auch die Naive, die in genialer Unschuld, unbeirrt durch Rücksicht und Bildung, ihr reines Menschentum entfaltet. Auch das Genie kann trivialisirt werden. Ueber all diesen Herrlichkeiten hatte man freilich die Föhlung mit der gereiften Grösse Goethes verloren. Der 'Faust' von 1790 war eine der grossen Enttäuschungen, an die sich Goethe seit Italien hatte gewöhnen müssen: was war Gretchen, dies 'Alltagsgänschen', gegen Gurli? Er konnte warten. Schon im Sommer 1802, grade vor 100 Jahren, kündete der junge Extraordinarius Schelling auf dem jenischen Katheder



in prophetischer Begeisterung das eigentümlichste Gedicht der Deutschen. Jetzt ist der Faust unser populärstes Werk. Ehre dem Publikum, das so sich zu entwickeln weiss!

Das eigentümlichste Gedicht der Deutschen! Gerne stimmen wir zu. Auch der Humanist Faust gelangt aus dem Mittelalter durch die Antike zu der individuellen Schaffenskraft der neuen Zeit. Wir empfinden bewegt die tiefe Symbolik dieser Handlung. Wenn man das verflossene Jahrhundert das deutsche nennen durfte, so hat das humanistische Gymnasium Wilhelm von Humboldts daran seinen vollen Anteil. Bei der öffentlichen Meinung und sonst ist es heut in Ungnade gefallen. Das ist begreiflich. Humanistische Bildung senkt ihren Jüngern einen aristokratischen Idealismus in die Seele, wenn sie etwas taugt; zu unsern demokratischen und praktischen Tagen mag das nicht passen. Ich find es nur in der Ordnung, wenn sich Gevatter Schneider und Handschuhmacher über die ganz unnützen toten Sprachen entrüsten, mit denen ihre Jungen für das teure Schulgeld geplagt werden. Dass auch sehr ernsthafte und urteilsfähige Männer die Gleichwertigkeit von Gymnasium und Realschule für mehr als fictiv halten, weiss ich und ehre ich, ohne sie zu verstehn. Die Zukunft wird die Antwort nicht schuldig bleiben. Eins freilich könnte man sich jetzt schon sagen: verlassen wir die besten Grundlagen unsrer deutschen Cultur, dann lockern wir auch unser Verhältnis zu Goethe und Schiller:

Tote Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar?

Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt!

Wer dieses Xenion unserer Grössten verschmäht, hat zu dem Allerheiligsten ihres Hauses keinen Zutritt. Was ist ihm Helena? Wir sollten uns doch besinnen, ehe wir den köstlichsten Besitz deutschen Geistes zum alten Eisen werfen. Wer soll ihn ersetzen? Ibsen etwa oder gar Tolstoi? Auf der abschüssigen Bahn ist jetzt kein Halten mehr. Aber ich bekenne mich zu dem Glauben des Magister Isaac Fröreisen, der Anno 1613 die Wolken für das Strassburger Publikum verdeutschte: 'Unter andern hohen und sonderbaren Liebe- und Guttaten, so der Getreue und Allmächtige Gott unserm vielgeliebten Vaterland hochlöblicher Teutscher Nation gnädigst erwiesen und erzeiget hat, ist in Wahrheit diese nicht die geringste, sondern die fürnembst zu schätzen und zuhalten, dass er so viel herrliche und vortreffliche Schriften Griechisch und Latinisch in allerlei Facultäten Künst und Tugenden nicht in der erbärmlichen Brunst der unsäglichen Summen Bücher zu Antiochia und Constantinopel, nicht unter dem Wütrich



und Erzfeind aller Künsten, Tugend und Schriften, Attila, der Hunnen König, lassen zu Grund gehen und verloren werden, sondern derselben eine schöne Anzahl uns genädiglich lassen zukommen und erhalten werden'. Ja, auch ich glaube, dass Gott besonders an seine lieben Deutschen gedacht hat, als er den Geist von Hellas aus dem Grabe erstehn liess; und da vertrau ich denn: die Alten haben uns schon so oft geholfen, sie helfen uns wohl auch künftig zu uns selbst zurück.

Die Blüte und der Fortschritt einer Nation beruht, das lehrt uns die Geschichte, auf dem geistigen Reichtum ihrer Besten. Der hohe Durchschnitt des Gesamtbesitzes wird nie die führende Kraft überragender Einzelner ersetzen. Es gehört zu den Aufgaben der Universität, dem Volke seine geistigen Führer zu erziehen. Aber die Wissenschaft ist eine spröde Bildnerin: wer ihre Schätze im Fluge zu erhaschen meint, den straft sie mit vergiftender Selbsttäuschung, und ich fürchte, es ist ein verhängnisvoller Irrtum, der unserm Volke durch systematische Popularisirung der Wissenschaft zu helfen glaubt. Aber dem, der sich ihr ganz ergibt, mit reiner Seele und mit treuem Ernst, dem weiss sie zu lohnen. Die strenge Arbeit, die sie verlangt, befreit geistige und sittliche Kraft, und das Glück, Wahrheit unter Schmerzen für sich und Andere erobert zu haben, das vergisst nicht, der es je gekostet. Diesen Lohn versagt sie auch dem nicht, der im Kleinsten getreu ist: einen andern Lohn hat sie nicht zu vergeben.

Wenn wir heute nach dem Willen des Königlichen Stifters Preise verteilen, so können sie nur ein ermutigender Sporn sein zu freudiger Fortarbeit. Und wenn den Sieger in humanistischem Festpomp die schmetternde Fanfare grüsst, so soll sie ihn nicht umschmeicheln mit des Ruhms lockendem Silberton, sie soll ihn ins Leben begleiten als der Schlachtruf zu dem nie ermüdenden Kampfe, den er für Wahrheit und Wissenschaft führen soll unbekümmert um Lohn und Erfolg, er unbefriedigt jeden Augenblick.

Und nun zur Verkündung der Preise!

Die theologische Facultät hatte als wissenschaftliche Preisaufgabe aufgestellt:

„Die neueren Versuche, den Gottesknecht in Jesaias 40—55 zu erklären, sollen dargestellt und beurteilt werden“.

Es sind bei der Facultät zwei Bearbeitungen der Aufgabe eingegeben.



Die eine mit dem Motto „Unser Wissen ist Stückwerk“ hat die gesamte Literatur der letzten 50 Jahre erschöpfend berücksichtigt und zum Teil scharfsinnig beurteilt. Aber sie lässt eine Prüfung der in Frage kommenden Texte selbst vermissen und behandelt die Stellung der betreffenden Abschnitte im Zusammenhange des Buches unzureichend. Die Aneinanderreihung zahlloser oft auf das Gleiche hinauskommender Meinungsäußerungen, die nur teilweise gruppirt und auch dann vereinzelt beurteilt sind, hindert die nötige Uebersichtlichkeit. Und ein zusammenhängendes und begründetes eignes Urteil ist kaum versucht. So konnte die Facultät der Arbeit den Preis nicht zuerkennen. Wohl aber wünschte sie dem ganz ungewöhnlichen Fleisse, der auf sie verwendet ist, und dem Scharfsinn, den sie zweifellos zeigt, eine Anerkennung zu Teil werden zu lassen. So hat sie mit Genehmigung des Herrn Curators beschlossen, dem Verfasser, wenn er sich der Facultät nennt, eine Prämie in der Höhe des halben Preises zu gewähren. (Genannt hat sich HEINRICH PEPER, stud. theol., aus Hanstedt.)

Die andre Arbeit, mit dem Motto „2. Maccabäer 15, 39“ zeigt allerdings in Bezug auf Vollständigkeit der Berichterstattung und Gleichmässigkeit der Beurteilung einige Lücken, die Ergänzung fordern. Der Zusammenhang der neuesten Literatur mit der älteren tritt zu wenig zu Tage, und die Versuche, eine einzelne geschichtliche Persönlichkeit als Gegenstand der betreffenden Stücke zu ermitteln, sind nicht ausreichend gewürdigt. Aber die entschieden wissenschaftliche Anlage des Ganzen, die einsichtige Anordnung der Untersuchung, das klare und folgerichtige Urteil über die vorliegenden Leistungen und die gute exegetische Begründung der eignen Ansicht schienen der Facultät die Mängel der Arbeit zu überwiegen. So hat sie beschlossen, dem Verfasser den vollen Preis zuzuerkennen.

Der Name des Verfassers ist ERNST RAUSCH, stud. theol. et phil.

Als Predigttext war Galater 2, 20 gegeben. Es sind zwei Bearbeitungen eingegangen, die eine mit dem Motto „Ich vermag Alles u. s. w.“, die andere mit der Bezeichnung „Unser Glaube ist der Sieg u. s. w.“. Obwohl die Facultät in beiden eine gewisse Begabung, und vorzüglich in der zweiten Predigt auch manche erfreuliche Ansätze gern anerkennt, konnte sie doch nach Form und Inhalt keine von beiden zum öffentlichen Vortrage geeignet finden.



Die juristische Facultät hatte für das Jahr 1901/1902 die Aufgabe gestellt:

„Die gerichtliche Voruntersuchung“.

Gewünscht wird eine Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung der Voruntersuchung sowie eine Klarstellung ihrer Bedeutung im heutigen deutschen Strafprocess unter Berücksichtigung der darüber von verschiedenen Seiten geäußerten Ansichten und der darauf basirenden Reformvorschläge.

Es ist rechtzeitig eine Bearbeitung eingegangen mit dem Motto:

„Was ich gewollt ist löblich, wenn das Ziel  
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.  
An Fleiss und Mühe hat es nicht gefehlt!“

Das Urteil der Facultät lautet:

Der Verfasser hat mit aner kennenswerthem Fleiss ein erhebliches Material zur Bearbeitung der gestellten Aufgabe zusammengebracht. Auch berührt die klar disponirte, von ernstem Streben zeugende und dabei anspruchslose Art der Darstellung sympathisch. Auf der anderen Seite aber zeigt die Arbeit nicht nur eine Reihe einzelner inhaltlicher Mängel, sondern es ist dem Verfasser auch nicht gelungen, des schwierigen Stoffes wirklich ausreichend Herr zu werden. Die Arbeit haftet infolgedessen vielfach am Detail, ohne die Bedeutung der heutigen Voruntersuchung und ihrer einzelnen Punkte für den Gesamtorganismus des Strafverfahrens genügend scharf zu erfassen.

Konnte danach der Arbeit auch der volle Preis nicht zuerkannt werden, so hat die Facultät sie doch mit Rücksicht auf die erwähnten Vorzüge des halben Preises für würdig erachtet. Der Verfasser hat sich beim Decan zu melden. (Genannt hat sich REINHOLD POLZIN, stud. jur., aus Salzderhelden.)

Die von der medicinischen Facultät gestellte Preisaufgabe hat keine Bearbeitung gefunden.

Die philosophische Facultät hatte zwei Preisaufgaben gestellt:

- 1) Die erste Aufgabe lautete: „Hesiodi Theogoniae et Operum loci de Prometheo quam inter se rationem habeant et quomodo cum ipsorum carminum compositione coniuncti sint, quaeratur“.

Ueber sie ist eine Bearbeitung eingegangen mit dem Motto aus Epicharm: „νάφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν· ἄρῳρα ταῦτα τῶν φρενῶν“.



Das Urteil der Facultät lautet: Der Verfasser sucht in einer selbständig geführten Untersuchung den ursprünglichen Bestand der Prometheussage bei Hesiod, die Erweiterungen und das Verhältnis der beiden Gedichte in ihrer Einwirkung auf einander darzulegen. Er geht den richtigen Weg genauer Interpretation und gelangt zu einem in sich zusammenhängenden Bilde. Einige auch der wichtigeren Aufstellungen werden sich vermutlich nicht halten lassen und die Form ist nicht in der wünschenswerten Weise durchgearbeitet. Da aber der Verfasser die gestellte Aufgabe mit Fleiss und Ueberlegung durchgeführt und eigene Gedanken begründet hat, die eine wirkliche Förderung der Analyse und damit unsrer Einsicht in die Geschichte der beiden wichtigen Gedichte erwarten lassen, so hat die Facultät kein Bedenken getragen, der Arbeit den vollen Preis zuzuerkennen.

Der Verfasser dieser Arbeit ist: EDUARD LISCO, stud. phil., aus Berlin.

- 2) Zweitens wurde die Aufgabe gestellt: „Die Facultät wünscht eine experimentelle Untersuchung über die Abhängigkeit der Absorption des Lichtes von der Farbe in krystallisirten Körpern“.

Eine hierauf rechtzeitig eingegangene Bearbeitung trägt das Goethesche Motto: „Das Wahre fördert; aus dem Irrtum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur“. Ueber sie urteilt die Facultät also:

Nach einem nahezu vollständigen und im Wesentlichen vollkommen zutreffenden Berichte über die vorhandenen photometrischen Bestimmungen der Absorption des Lichtes in Krystallen behandelt der Verfasser im ersten Teil seiner Arbeit eingehend das von ihm benutzte Beobachtungsverfahren. Er hat die Anordnung geprüft, die J. Königsberger vor Kurzem dem Spectrophotometer von H. Wild gegeben hat, und es ist ihm trotz der Schwierigkeiten, die aus der Beschaffenheit seiner experimentellen Hilfsmittel erwachsen, gelungen, die Vorzüge dieses photometrischen Verfahrens für die hier in Betracht kommende Anwendung zur Untersuchung sehr kleiner Krystallplatten überzeugend darzulegen. Der zweite Teil der Arbeit enthält die Ergebnisse der Messungen an einer Reihe absorbirender Krystalle, die unter dem Gesichtspuncte ausgewählt wurden, dass an ihnen möglichst grosse Verschiedenheiten der Absorption im Gebiet des sichtbaren Spectrums auftreten. Durch diese Ergebnisse wird die Kenntniss des Verlaufes der Absorption des Lichtes in krystallisirten Körpern



erheblich erweitert. Von besonderem Interesse sind die Absorptionscurven, welche der Verfasser an solchen Krystallen bestimmt hat, deren Absorptionsspectren durch das Auftreten von Absorptionsbanden charakterisirt sind.

Da die sorgfältig ausgeführte Arbeit zu wertvollen Resultaten geführt hat, erteilt ihr die Facultät den vollen Preis.

Der Name ihres Verfassers ist PETRUS ITES, stud. phil. aus Oldersum.

Für das kommende Jahr sind folgende Aufgaben neu gestellt:

I. von der theologischen Facultät als wissenschaftliches Preisthema, Leben, Schriften und Lehre von Johannes Spangenberg; als Text für die Preispredigt: Johannes 8, 31—36.

II. von der juristischen Facultät:

Die Preussische Verfassungsurkunde im Vergleich mit der Belgischen.

III. von der medicinischen Facultät:

Ueber die Indicationen zur operativen Behandlung des ulcus ventriculi und seiner Complicationen, nebst einer Zusammenstellung der durch die verschiedenen Operationsmethoden erzielten Erfolge.

IV. von der philosophischen Facultät:

- 1) Die Behandlung des gemeinsemitischen langen a im Hebräischen, desgleichen die des kurzen a vor Aleph.
- 2) Die Facultät wünscht eine histologische Untersuchung über die Kieferdrüsen der Egel, insbesondere des Blutegels, in den verschiedenen Zuständen der Entwicklung der jungen Tiere, wie der Hunger- und Sättigungszustände der erwachsenen.

Die näheren Bedingungen der Bewerbung werden in gewohnter Weise durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt gemacht werden.

Wir haben fünf ganze und halbe Preise verteilen können. Das ist sehr erfreulich und ein feinerer Ruhm für die alte Arbeitsuniversität Göttingen, als es die höchste Frequenz sein könnte. So soll es uns wenig kümmern, dass der sehr starke Besuch des vorigen Jahres um eine Kleinigkeit nachgelassen hat. Wer fühlte diese Lücke?



Drei werthe Mitglieder hat der akademische Lehrkörper nach aussen in einen grösseren oder festeren Wirkungskreis abgeben müssen. Auch darüber wollen wir uns nicht grämen: die Bewegung hat auch ihr Gutes. Aber in Trauer denken wir der drei Andern, die viel früher, als es die Natur heischte, von uns und von ihrer Wissenschaft Abschied nehmen mussten: des unermüdlischen Astronomen, der die ganze Energie eisernen Fleisses daran setzte, sich der durch eine grosse Vergangenheit geheiligten Räume würdig zu zeigen, in denen er walten durfte; des treuen Philosophen und Statistikers, der in selbstlosem Mühen für Andre ein gutes Teil seiner Arbeitskraft an allgemeine Interessen unsrer Hochschule geopfert hat; des begnadeten Philologen, der von der veredelnden Kraft hellenischen Geistes, die er kündete, wie er an sie glaubte, durch sein eignes Menschentum das seelenzwingende Zeugnis ablegen durfte, unvergesslich jedem der ihn gekannt hat. Wir werden den Toten die Treue halten.

Aber das Leben hat Recht, und es ist mir eine Freude aussprechen zu dürfen, dass die verständnisvolle Fürsorge der Königlichen Staatsregierung uns geholfen hat, auch wo das schwierig war, grade die klaffendsten Lücken so gut zu füllen, wie wir es irgend wünschen konnten. Dieselbe Fürsorge haben wir auch sonst nirgend vermisst. Sie wendet sich augenblicklich mit einer besondern Vorliebe den körperlichen Uebungen der Studirenden zu: nachdem uns das vorige Jahr die Fechthalle gebracht hat, haben wir jetzt eben den akademischen Spielplatz eröffnen können, der den Commilitonen gestattet, im erquicklichen Ausblick auf die grünen Waldungen des Hainberges ihre Kraft zu üben, und auch die Turnhalle ist gesichert, freilich nicht zum wenigsten durch die freiwillige Leistung Göttinger Professoren. Freuen wir uns auch dieses Gewinns, so sehr er an der Aussenlinie unsrer Aufgaben liegt. Mir will es manchmal scheinen, als wenn mit dem guten Worte 'Mens sana in corpore sano' ein wenig Misbrauch getrieben wird. Es ist schon wertvoller, dass wir ein neues Seminar für vergleichende Sprachwissenschaft und orientalische Philologie gewonnen haben, dass das geophysikalische Institut, das vom Hainberg in etwas befremdlichem Baustil ins Tal herabwinkt, seiner nahen Vollendung entgegensieht, dass der Anbau des Auditoriums und des naturhistorischen Museums fast abgeschlossen ist. Viele neue und wichtige Wünsche nehmen wir unerfüllt in das nächste Jahr herüber: ohne Verstimmung; es wäre nicht gut, wenn wir so bescheiden wünschten, dass uns Alles alsbald



gewährt werden könnte. Stark sich steigernde Bedürfnisse sind auch ein Zeichen kräftiger Entwicklung.

Ich darf von der Universitätsgeschichte des verflossenen Jahres nicht Abschied nehmen, ohne des Tages zu denken, an dem in diesen Räumen die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften ihr 150jähriges Jubiläum beging. Was diese Feier geschichtlich für die Georgia Augusta bedeutet, habe ich in der festlichen Stunde aussprechen dürfen: der Bund zwischen Forschung und Lehre ist in einer Zeit, da er nicht selbstverständlich war, hier in Göttingen sinnfällig für alle Augen geschlossen worden. Aber jene Feier hat uns nicht nur historische Ruhmestitel erneuert. Der kaiserliche Erlass, dessen die Gesellschaft gewürdigt wurde, gab auch uns die frohe Gewähr, dass unser allergnädigster Kaiser Verständnis für die besondere Art unsrer Hochschule und Vertrauen zu unsrer Arbeit hat.

Die besondere Art unsrer Hochschule? Ist sie zu fassen? Ich glaube, sie hat etwas von der spröden Art dieser Lande. Sie blendet nicht; dem Draussenstehenden galt die Georgia Augusta lange als gelehrt, steif und langweilig. Aber wer in ihr heimisch geworden ist, der erwärmt sich an der stillen Glut, die in ihr lebt.

Wir freuen uns, dass unser Kaiser der Georgia Augusta eine hervorragende Stellung zuspricht. Und wir wissen, dass wir hinter keiner Hochschule zurückstehn in der Liebe zur Wissenschaft und zum Vaterland. Die Wissenschaft, einst das Palladium des armen Deutschlands, hat für das reiche und mächtige Deutschland vielleicht noch ernstere Aufgaben zu erfüllen, auf dass es nicht verarme am Geiste. Dem Vaterlande wird die Georgia Augusta am treuesten sein, wenn sie sich selber und ihrer Geschichte treu bleibt. Dass wir das Vertrauen unsers Monarchen rechtfertigen werden, das geloben wir, indem wir uns vereinigen zu dem Ruf:

Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser König und Herr Wilhelm II. er lebe hoch! hoch! und zum dritten Mal hoch!

---

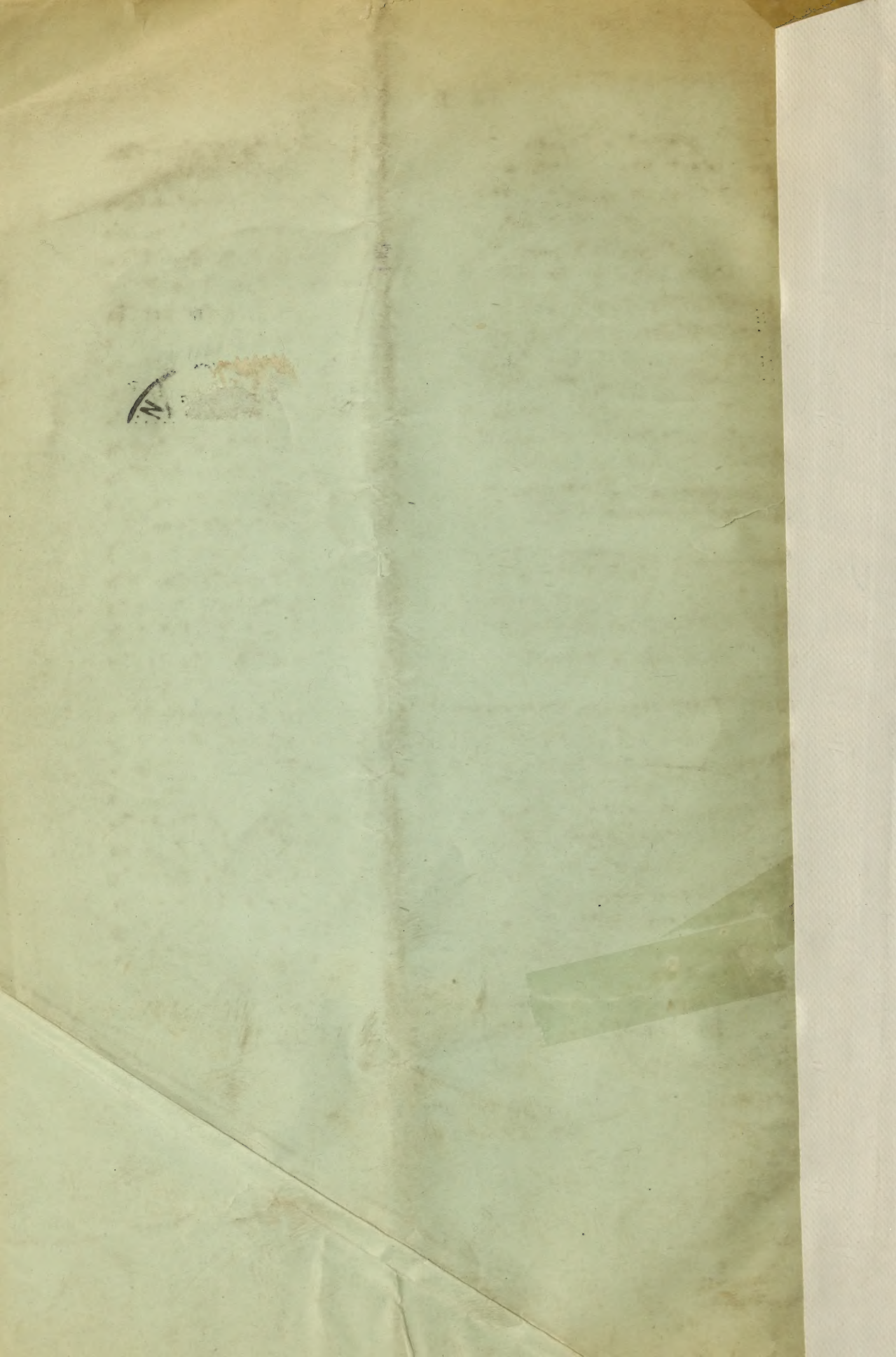














**PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET**

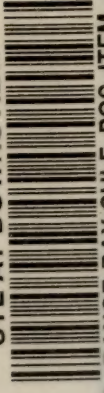
---

**UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY**

---



UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C  
39 12 05 18 10 007 9